

Wie Justinus Kerner nach Tübingen kam

Von Helmut Paulus

Es war im Herbst des Jahres achtzehnhundertundvier, spät am Abend. Da wanderte ein junger, achtzehnjähriger Mensch – es war ein recht schwächliches Bürschlein – von Lustnau herüber auf Tübingen zu. Er ging langsam, denn er war rechtschaffen müde. An einem einzigen Tage war er von Ludwigsburg herübergewandert; er hatte sich unterwegs kaum eine Rast gegönnt.

Dort, wo die Lustnauer Straße schon auf die Stadt zuläuft, befand sich ein niederes, langgestrecktes Haus; das hieß das Gutleuthaus und war das Tübinger Armenhaus. Vor ihm befand sich eine hölzerne Bank, und auf ihr ließ sich der junge Mensch nieder, um vor seinem Einzug in die Stadt seiner Sehnsucht ein Weniges auszuruhen. Er legte sein Ränzlein ab und stellte es neben sich auf die Bank. Es war nicht leicht zu tragen gewesen, obgleich die Seinen ihm nur wenig Wäsche hatten mitgeben können, aber es war vollgestopft mit Büchern und mit Manuskripten. Und Bücher und Manuskripte sind eine schwere Last.

Der Jüngling, welcher Justinus Kerner hieß, hatte keine leichten Jahre hinter sich. Der Vater war gestorben, als er noch ein Kind gewesen war. Die Mutter war bitter arm geworden. Da hatten die Verwandten beschlossen, ihn zu einem Zuckerbäcker in die Lehre zu tun. „Er ist der Rechte dazu!“ hatten sie gesagt, „er kann hübsch zeichnen und malen und feine, kleine Verslein machen. Da kann er später einmal seine Torten trefflich verzieren!“

Aber nichts ist es gewesen mit der Zuckerbäckerei, der Justinus hatte andere Dinge im Kopf, er war kreuzunglücklich gewesen und hatte es nicht ausgehalten. Da war er als Lehrling in die herzogliche Tuchfabrik zu Ludwigsburg gekommen, in welcher die Sträflinge aus dem Zuchthaus arbeiteten. Nun mußte er in einem Keller auf hoher Leiter stehen, mußte aus Glanzleinwand Hüllen für die Tuchballen schneiden, die Ballen einnähen, Etiketten beschreiben und an die Stücke heften.

Tag für Tag, fast zwei endlos lange Jahre hindurch, war er in diesem Keller gestanden, und in den Näch-

ten in seinem Bett hatte er oft über sein Geschick geweint, daß am andern Morgen das Kissen naß war. Wenn er nicht verbotenerweise eine Unzahl von Gedichten gemacht hätte – er schmierte sie hastig auf kleine Zettel, und wenn er einen kommen hörte, dann versteckte er sie mit schlechtem Gewissen unter einem Tuchballen – dann hätte er es gar nicht so lange ausgehalten.

Es war ein großes Elend gewesen und das Büblein war immer blasser, trauriger und stiller geworden. Es hatte sich aber einer über den jungen Menschen erbarmt, ein Freund der Ludwigsburger Familie. Das war der Dichter und Professor Philipp Conz, der Jugendfreund Schillers, der so dick war wie ein Berg und in Tübingen Vorlesungen hielt. Der hatte es verstanden, die Bedenken der Familie zu zerstreuen, so daß sich diese endlich doch noch entschlossen hatte, den jungen Justinus studieren zu lassen. . . .

So war er also ausgezogen aus Ludwigsburg und auf dem ganzen Weg über die Ebene und durch den Schönbuch hatte er sich überlegt, was er nun eigentlich studieren wollte und war zu keinem Entschluß gekommen. Sie hatten ihm beim Abschied noch eingeprägt, wie sehr er sparen müsse. So hatte er unterwegs nichts gegessen, um gleich mit dem Sparen zu beginnen, hatte nur ab und zu aus einem Dorfbrunnen einen Schluck Wasser getrunken, weil dies nichts kostete und jetzt saß er auf der Bank vor dem Gutleuthaus – der Mond war schon heraufgekommen – und er war so müde, daß er einschlief.

Sieh, da träumte es ihm, er säße in einer kleinen Stube, über einen Tisch gebeugt, eifrig in Büchern und Kollegheften lesend. Und als er einmal den Blick von dem Tisch hob und ihn durchs Fenster hinausschweifen ließ, da sah er auf der Wiese vor seinem Fenster einen braunen Hirsch, der kam auf Storcheneinen daher. Er kam herauf zu ihm in seine Stube und stellte sich vor ihm auf und konnte sprechen und befahl ihm mit boshafter Stimme, er müsse ihn nun nach dem System von Linné in eine Klasse stellen und aufschreiben, zu welcher Gattung er ge-

höre. Dem armen Studenten brach der Angstschweiß aus; mit fliegenden Händen blätterte er in seinen Büchern und in seinen Heften hin und her und konnte doch nichts finden in ihnen über dieses sonderbare Tier ... da erwachte er.

Er sah, wie die Pappeln der Lustnauer Allee sich in heftigem Winde beugten und die zerrissenen Wolken lautlos über den mondhellen Himmel jagten. Der Wind trieb ein weißes Papier vor sich her, das

wehte er vor seine Füße. Der junge Justinus bückte sich und hob es auf. Er sah, daß es beschrieben war. Da trat er mit ihm in den Lichtschein, der aus einem Fenster des Gutleuthauses herausdrang, um die Schrift zu lesen. Und er fand, daß dieses Papier ein ärztliches Rezept war, unterschrieben von dem Oberamtsarzt Dr. Uhland aus Tübingen. Da entschloß er sich noch in dieser Stunde, dem Schicksalsruf zu folgen und Arzt zu werden. ...

Zwei kirchliche Bildthemen aus dem süddeutschen Raum um den Bodensee

Von Robert Wildhaber

Das ausgehende Mittelalter ist von einer eigenartigen Frömmigkeit erfüllt; ein näheres Zusehen zeigt sehr bald, daß diese Frömmigkeit nicht immer ganz im Einklang steht mit den Forderungen der Kirche, sondern getragen wird von Gedanken der „Volksfrömmigkeit“, von Gedanken, die sicherlich manchmal von der Kirche sogar geradezu verurteilt werden mußten. Der Lockerung in der Lebensführung, der betonten und wohl auch überspitzten Diesseitshaltung – im Gegensatz zu Jenseitsüberlegungen –, stehen die strengen Forderungen einer geläuterten, religiösen Einstellung gegenüber; der Schwarze Tod, Seuchen und Pest rasen wie apokalyptische Reiter über die Länder Europas. Flagellanten und Geißler mahnen, voll von abstoßend-häßlichem Eifer, an die Nichtigkeit und den Unwert des menschlichen Lebens, dem nicht eine tragende Idee zur heiligen Erfüllung Sinn und Wert verleiht. Totentanz-Darstellungen in Bild und in Theateraufführungen lassen den Gedanken an die Vergänglichkeit nie vergessen; der Anblick großer Christophorusfiguren außen an Kirchenwänden schützt vor einem plötzlichen „unversehenen“ Sterben ohne Sakramente und Reue.

Auch die Kirche selbst stellt sich in den oft etwas laut-propagandistischen Kampf um das Seelenheil. Den Geistlichen stehen Handbücher von Predigtmärlein zur Verfügung, die sie für ihre Ermahnungen an die Gemeinde benützen, weiter ausschmücken und entsprechend auslegen können. Daneben finden sich in Kirchen gelegentlich Bilder, welche aus dieser Geisteshaltung heraus zu erklären und zu verstehen sind, wenn sie vielleicht auch einen etwas apokryphen Charakter haben. Wir dürfen wohl mit Fug und Recht annehmen, daß es früher mehr derartige Bil-

der gegeben haben muß, vor allem in Dorfkirchen, daß sie dann aber den strengeren Maßstäben der Reformation und Gegenreformation nicht mehr genügten und übertüncht oder vernichtet wurden.

Es soll in den folgenden Zeilen auf zwei derartige Bilder hingewiesen werden; sie befinden sich in süddeutschen Kirchen; doch ist das dargestellte Thema, dem internationalen Charakter der mittelalterlichen Kirche gemäß, auch an anderen Orten und in anderen Ländern zu finden.

Eines dieser Bilder beschäftigt sich mit dem Thema, das man als „Sündenregister auf der Kuhhaut“ zu bezeichnen pflegt. Es befindet sich an der linken Mittelschiffwand in der herrlichen St. Georgskirche in Oberzell auf der Insel Reichenau (Abb. 1). Es muß noch im 14. Jahrhundert entstanden sein. Zu beachten ist, daß das Fresko auf der linken, also der Frauen-seite, gemalt ist. Die Darstellung ist offenbar mehrmals überholt worden; sie ist nicht mehr in allen Einzelheiten klar. Das Wesentliche ist aber einwandfrei zu erkennen. Die Bildfläche wird beinahe ausgefüllt von einem großen Tierfell; ein Teufel hockt darauf und beschäftigt sich eifrig mit Schreiben. Die Inschrift ist teilweise restauriert; die moderne Philologie nimmt heute eine Fassung als richtig an, welche leichte Änderungen zum Bild aufweist¹; sie lautet:

„Ich wil hie scriben
Von disen tumben wiben:
Was hie wirt plapla gesprochen
Veppigs in der wochen,
Das wirt alles wohl geraht,
So es wirt fur den rihter braht.“

Die Erklärung zu diesem Text bieten die beiden schwatzenden Frauen am obern Rand des Felles. An